

SEBASTIAN RAMISCH-PAUL e MATTHÄUS WEHOWSKI, *Vergleichende Grenzgebiete-forschung digital. Überlegungen zur Vernetzung ortsunabhängig arbeitender Teams*, in «Geschichte und Region / Storia e Regione» (ISSN 1121-0303), 31/2, (2022), pp. 178-184.

Url: <https://heyjoe.fbk.eu/index.php/grsr>

Questo articolo è stato digitalizzato della Biblioteca Fondazione Bruno Kessler, in collaborazione con l'associazione [Geschichte und Region / Storia e regione](#) all'interno del portale [HeyJoe](#) - *History, Religion and Philosophy Journals Online Access*. HeyJoe è un progetto di digitalizzazione di riviste storiche, delle discipline filosofico-religiose e affini per le quali non esiste una versione elettronica.

Il materiale sul sito [HeyJoe](#) è disponibile sotto licenza CC BY-NC-ND 4.0: può essere scaricato, stampato e condiviso per uso non commerciale, con attribuzione e senza modifiche.

This article was digitized by the Bruno Kessler Foundation Library in collaboration with the [Geschichte und Region / Storia e regione](#) association as part of the [HeyJoe](#) portal - *History, Religion, and Philosophy Journals Online Access*. HeyJoe is a project dedicated to digitizing historical journals in the fields of philosophy, religion, and related disciplines for which no electronic version exists.

The material on the [HeyJoe](#) site is available under the CC BY-NC-ND 4.0 license: it can be downloaded, printed, and shared for non-commercial use, with attribution and without modifications.



Vergleichende Grenzgebietsforschung digital

Überlegungen zur Vernetzung ortsunabhängig arbeitender Teams

Sebastian Ramisch-Paul/Matthäus Wehowski

Einleitung

Die Forschung zu Peripherien und Grenzgebieten hat im letzten Jahrzehnt eine deutliche Akzentverschiebung erlebt. Bislang stand häufig die Untersuchung des „Anderen“ im Fokus, also des Fremden und Abweichenden von der Norm im Spannungsfeld zwischen politischen Zentren und vermeintlich „rückständigen“ und konfliktgeladenen Peripherien. Dem stehen vermehrt Studien gegenüber, welche die Peripherien ins Zentrum der Betrachtungen rücken und regionale sowie lokale Dynamiken sichtbar machen.¹ Dabei zeichnet diese Studien aus, dass sie mit komplexen sprachlichen und mitunter auch archiva-lischen Hürden verbunden waren.

Dieser Forumsbeitrag ist ein Erfahrungsbericht aus unserem Dreiländereckprojekt am Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung, in dem wir uns mit den drei Grenzregionen Teschener Schlesien, Orava und Oberschlesien in der Zeit des Umbruchs nach dem Ersten Weltkrieg beschäftigen.² Er ist auch ein Plädoyer für eine ortsungebundene, multiperspektivische und vergleichende Grenzgebietsforschung. Dabei hat spätestens die Covid19-Pandemie gezeigt, dass standortunabhängiges Forschen nicht nur möglich, sondern gewinnbringend sein kann. Unsere eigenen Erfahrungen haben uns die Vorteile und Herausforderungen aufgezeigt, was es bedeutet, wenn man von Deutschland aus über drei Regionen im östlichen Europa forscht und dabei die Standorte Dresden und Tübingen einbeziehen muss. Daher verbinden wir das erste Plädoyer mit einem zweiten, nämlich für eine verstärkte und koordinierte Nutzung digitaler Mittel, um ortsunabhängige Forschungsarbeiten nicht nur vermehrt zu ermöglichen, sondern deren Mehrwert gegenüber standortgebundenen Projekten aufzuzeigen.

- 1 Nur einige Beispiele: Brendan KARCH, *Nation and Loyalty in a German-Polish Borderland. Upper Silesia, 1848–1960*, Washington 2018; Börries KUZMANY, *Brody. Eine galizische Grenzstadt im langen 19. Jahrhundert*, Wien 2011; Andrzej MICHALCZYK, *Heimat, Kirche und Nation. Deutsche und polnische Nationalisierungsprozesse im geteilten Oberschlesien (1922–1939)* (Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte 19), Köln 2011; Sebastian RAMISCH-PAUL, *Fremde Peripherie – Peripherie der Unsicherheit? Sicherheitsdiskurse über die tschechoslowakische Provinz Podkarpatská Rus (1918–1938)* (Studien zur Ostmitteleuropaforschung 53), Marburg 2021.
- 2 Zum Projekt, sh. URL: <https://hait.tu-dresden.de/ext/forschung/forschungsprojekt-1125/> [11.04.2022].

Grenzgebietsforschung heute

Der polnische Philosoph und Historiker Jan Hudzik beschrieb Grenzgebiete als „subject to the influence (through various means) of the powers that in general reside in distant centers“.³ Damit fasste er eine Perspektive zusammen, die lange Zeit auf die von großer Diversität geprägten Grenzregionen vorherrschte. Mit Blick auf den „Wilden Osten“, wie etwa auf die polnischen Grenzgebiete des Deutschen Reichs, kamen noch kulturelle und sprachliche Gegensätze hinzu. Die „Anderen“ in den Grenzregionen waren in der Perzeption der politischen Machthaber Antagonisten der eigenen (Hoch-)Kultur, die erst mit Hilfe zivilisierender Maßnahmen gebändigt werden müssten.⁴

Mit dem Ersten Weltkrieg und dem Zerfall der Imperien wandelten sich die Grenzregionen schließlich zu einer „Shatterzone of Empires“⁵, die von einer Entwicklung überrollt worden sei, ohne dabei selbst auf deren Verlauf Einfluss nehmen zu können. Der Widerspruch zwischen der komplexen Diversität in Fragen der nationalen Zugehörigkeit, der Sprache und Konfession und den neuen Vorstellungen von Homogenität in den Nationalstaaten führte demnach zu einem unausweichlichen Konflikt. Somit lag der Fokus der historischen Forschung für die Grenzregionen nach 1918 auf den Ausbrüchen von Gewalt und der Kontinuität des Weltkriegs.⁶ Eine vergleichende Forschung der Grenzregionen möchte sich von diesem postulierten Gegensatz zwischen Zentrum und Peripherie als Macht und Ohnmacht lösen.

In jüngster Zeit erschienen Forschungsarbeiten, welche die Sicht auf Grenzräume erweitern möchten, in dem sie diese miteinander vergleichen. Ein solches Vorgehen erlaubt es nicht nur die vermeintlichen Defizite, sondern die eigenständige Entwicklung der Regionen in den Blick und damit die Peripherien ernst zu nehmen. Das bedeutet gerade nicht, dass der Fokus dieser Studien auf den Besonderheiten der Regionen liegen muss, sondern dass diese in überregionale bis globale Kontexte eingebettet werden sollen. Vielmehr werden die Grenzräume und ihre Bewohner als eigenständige Akteure begriffen, die globale zeitgenössische Diskurse und Konzepte rezipierten und umsetzten. So beschäftigte zum Beispiel das Thema der nationalen Selbstbestimmung nach dem Ersten Weltkrieg eben nicht nur die politischen Denker in Paris, Berlin oder Wien. Präsident Wilson als Symbolfigur des politischen Wandels war auch in den Peripherien zu finden. Dort deuteten Aktivistinnen und

3 Jan HUDZIK, *Borderland Discourse and the Question of the Other – Stories from Chełm Land*. In: Justyna TABASZEWSKA (Hg.), *Texty Drugie, Special Issue: Memory and Place 1* (2016), S. 184–209, hier S. 184.

4 Vgl. Kristin KOPP, *Germany's Wild East. Constructing Poland as Colonial Space*, *Ann Arbor* 2012, S. 13–25.

5 Sh. Omer BARTOV/Eric. D. WEITZ (Hg.), *Shatterzone of Empires. Coexistence and Violence in the German, Habsburg, Russian, and Ottoman Borderlands*, *Bloomington* 2013.

6 Vgl. Robert GERWARTH, *Die Besiegten. Das blutige Erbe des Ersten Weltkriegs*, *München* 2012.

Aktivisten dessen Aussagen und Konzepte unabhängig von den Hauptstädten auf eigenständige Weise.⁷

Was die Forschung zu Grenzregionen besonders interessant macht, ist die Kumulation zahlreicher Phänomene auf engstem Raum: Konzepte von Nation und Loyalität, Religion und Konfession, soziale und kulturelle Fragen trafen unmittelbar aufeinander. Die Perspektive des Machtgefälles zu hinterfragen, bedeutet jedoch nicht die Region zu romantisieren. Denn selbst wenn Gewaltausbrüche keinesfalls zwangsläufig waren, verursachte die Diversität durchaus Reibungspunkte. Die Peripherien waren somit keine „heile Welt“ jenseits der scharfen Auseinandersetzungen zwischen den Nationalbewegungen in den politischen Zentren. Wichtig ist dabei die Vielfalt der Akteure zu beachten, die sich sehr von denen in den Hauptstädten unterschied. Zentrale Vermittler nationaler Ideen waren etwa nicht die Universitäten, sondern die lokalen Eliten: Dorflehrer, Priester oder Beamte. Diese verfügten in der Regel selbst über einen mehrsprachigen Hintergrund und Lebensläufe, in denen sie sich immer wieder zwischen unterschiedlichen Loyalitäten und Identitäten bewegten. Für Akteure in den Peripherien war dies keine Ausnahme, sondern die Regel.

Vergleichende Grenzlandforschung und digitale Tools für ortsunabhängige Forschungsprojekte

Ein zentraler Grund, warum viele Forscherinnen und Forscher vor einem Vergleich der Grenzregionen zurückschrecken, ist die Vielfalt an Sprachen und Quellen. Forschungsprojekte zu Regionen wie der Vojvodina, der Bukowina, Ostgalizien, Istrien oder Oberschlesien erfordern eine Fülle an Quellenmaterial in verschiedenen Sprachen und Dialekten (die sich teilweise miteinander vermischten), was für den einzelnen Forscher kaum zu bewältigen ist. Heterogene Räume erfordern deswegen auch heterogene und international vernetzte Forscherteams. Entscheidend sind dabei nicht nur die Sprachkenntnisse, sondern auch die Erfahrung in den regionalen Archiven. Diese lagen lange Zeit im toten Winkel der Forschung und waren häufig nur für Lokalhistorikerinnen und -historiker interessant. Die Auswertung dieser Quellen erfordert deswegen gute Kontakte mit Forschenden sowie Archivarinnen und Archivaren vor Ort.

Die Digitalisierung der Geisteswissenschaften, die durch die Covid-19 Pandemie noch einmal einen deutlichen Schub erfahren hat, bietet neue Möglichkeiten für die Erforschung solch komplexer Grenzregionen. Zwar bleibt der Besuch von Archiven weiterhin unerlässlich. Doch können vor Ort umfangreich Fotografien und digitale Exzerpte angefertigt werden. Diese müssen im nächsten Schritt jedoch organisiert und dem gesamten Team zugänglich gemacht werden.

7 Sebastian PAUL/Matthäus WEHOWSKI, „Hou do jou do?“ Eine Tatra-Delegation zu Besuch bei US-Präsident Woodrow Wilson, In: Denken ohne Geländer. Der Blog des Hannah Arendt Instituts für Totalitarismusforschung e.V., URL: <https://haitblog.hypotheses.org/437> [11.04.2022].

Auch die systematische Auswertung digitalisierter Zeitungsbestände, die auch für die Regionen immer besser zugänglich sind, bietet dabei Chancen und Risiken. Zwar wird bisweilen die Befürchtung geäußert, dass die Digitalisierung von Quellen von „einem Mangel zu einem Überfluss“⁸ geführt hätte, der den einzelnen Forscherinnen und Forscher überfordern kann. Unserer Erfahrung nach ist dies jedoch kein Nachteil, zumal diese nun digital zur Verfügung stehenden Materialien auch vorher schon der Forschung offen gestanden haben und nun lediglich schneller und umfangreicher genutzt werden können. Gerade für Forschungsthemen mit ausgeprägter Überlieferung gehörte die Reduktion von komplexen Quellenbeständen auch schon vor der Digitalisierung zu den Kernkompetenzen in den Geschichtswissenschaften. Neu ist lediglich, dass diese digitalen Möglichkeiten des Quellenzugangs zu einer dem Umgang entsprechenden, letztlich softwaregestützten Organisation der Bestände führen sollten.

Was nutzen und wofür? Eine Übersicht digitaler Mittel und ihr Einsatzgebiet

Wie können digitale Mittel also dabei helfen, ortsunabhängiges Arbeiten gewinnbringend zu organisieren? Den Grundbaustein stellen unserer Erfahrung nach Cloud-Dienste dar. Hierbei ist zu beachten, dass darunter nicht nur die Datenspeicher gemeint sind, sondern auch über Webbrowser nutzbare Software wie das von Microsoft angebotene Office Online oder Google Docs, aber auch integrierte Cloudbackups von Literaturdatenbanksoftware wie Endnote. Bei der Konzeption eines Forschungsprojekts erscheint es sinnvoll, wenn bei der Wahl von Softwarelösungen zwischen dem Datenmanagement als solchem und Software zur Textverarbeitung und Kommunikation unterschieden wird.

Das Thema Dateimanagement möchten wir in zwei Bereiche teilen: das „Wie“ und das „Wo“. Das „Wie“ zielt auf eine einheitliche Ordner- und Dateibenennungsstrategie ab, die eine vereinfachte Navigation in denen vom Team angelegten und genutzten Dateien erleichtern soll. Manche Forschungseinrichtungen haben hierzu mittlerweile verbindliche Vorgaben,⁹ in jedem Fall erscheint uns eine projektinterne Lösung generell ratsam, um Chaos vorzubeugen, wenn man nach zwei Jahren Projektlaufzeit nicht auf große Datensuche gehen will. Geschweige denn, wenn die Dateien nachhaltig gespeichert und für Projektexterne zugänglich sein sollen. Das „Wo“ betrifft die physikalische Speicherung von Daten, wofür bei ortsunabhängig arbeitenden Teams Cloud-Speicher unbedingt zu empfehlen sind. In der Regel bieten

8 Peter HABER, *Zeitgeschichte und Digital Humanities*. In: Docupedia-Zeitgeschichte, URL: https://docupedia.de/zg/Digital_Humanities [11.04.2022].

9 Sh. beispielsweise die Forschungsdatenpolicy des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung, URL: https://www.herder-institut.de/wp-content/uploads/2021/09/HI_Forschungsdatenpolicy_dt.pdf [11.04.2022].

Hochschulen solche Lösungen für ihre eigenen Institute bereits in großer Zahl an. Doch auch außeruniversitäre Forschungseinrichtungen können auf einen mittlerweile großen Markt zugreifen. Dabei ist zu beachten, dass die Anbieter DSGVO-konforme Lösungen anbieten, was vielleicht nicht allen unmittelbar einleuchtet. Wenn wir aber von Forschungsprojekten sprechen, die Forschungsdaten auf Grundlage von Archivmaterial mit Sperrvermerk oder Oral-History-Anteilen verarbeiten, wird der Wert von Datenschutz besser verständlich. Zwar sind Dropbox, Microsofts OneDrive oder Google Drive die bekanntesten Dienste auf dem Markt. Aus Datenschutz-, aber auch Kosten- und Administrationsaspekten könnten andere Lösungen dennoch vorteilhafter sein. Universitätsinterne Cloud-Speicher werden nämlich auf Servern der Hochschule selbst angeboten oder von Dienstleistern für die Hochschule, womit in der Regel für das einzelne Forschungsprojekt keine oder wenige Kosten und kaum Administrationsaufwand anfallen. Zudem weiß man so genau, wo die Daten liegen und was damit passiert. Wichtig sind in diesem Zusammenhang auch ordentliche Backup-Mechanismen, also Strategien für den Fall, dass der Server mit den eigenen Daten ausfällt oder wenn schlichtweg aus Versehen Daten gelöscht wurden. Bei der Planung eines Forschungsantrags ist es somit ratsam, sich vorher (!) mit der zuständigen IT-Abteilung zu unterhalten und bedarfsgerechte Lösungen in den Antrag mit aufzunehmen, insbesondere dann, wenn hiermit Kosten verbunden sind, die mit beantragt werden sollten.

Das Gleiche gilt für die Verwendung von kompatibler Software. Grundsätzlich sollten alle im Team mit der gleichen Lösung arbeiten, da bekanntermaßen die Umwandlung von Libre-Office zu Microsoft-Office-Dateien meist nicht ohne unvorteilhafte Formatierungsänderungen verläuft. Daher sollte schon im Antrag festgehalten werden, ob MS Office, Open-Source-Lösungen oder gar Fachanwendungen wie LaTeX empfohlen werden. Analog gilt dies für die Arbeit mit PDF-Dateien, für die es nicht nur die bekannteste Anwendung von Adobe gibt. Gerade für die Handhabung umfangreicher digitalisierter Texte ist zu prüfen, ob Software mit OCR-Erkennung (Texterkennung) vorhanden ist, da durchsuchbare PDFs die Arbeit mit großen Literatur- und Quellbeständen merklich erleichtern.¹⁰ Auch hier ist für den Antrag zu klären, ob kostenpflichtige Lizenzen benötigt werden.

Dieser Punkt leitet zum nächsten wichtigen Faktor für ortsunabhängig arbeitende Teams über: Die Beschaffung und Verwaltung von Literatur. Wie ermöglicht man für alle Beteiligten den Zugriff auf Literatur, die nur an einigen Standorten des Projekts vorhanden ist oder per Fernleihe besorgt

10 Vgl. Michael GOEBEL, „Es wird die Arbeit der Historiker verändern“. Ein Gespräch mit Michael Goebel über den praktischen Nutzen von OCR und die Auswirkungen der Digitalisierung in den Geschichtswissenschaften, In: Zeitgeschichte-online, Juni 2016, URL: <https://zeitgeschichte-online.de/interview/es-wird-die-arbeit-der-historiker-veraendern> [11.04.2022].

werden muss? Dies lässt sich am besten durch umfangreiche Scans im Rahmen der urheberrechtlich erlaubten Möglichkeiten bewerkstelligen. Diese Scans werden dann wiederum in einem gemeinsamen Cloud-Dienst abgelegt, und zwar idealerweise nicht einfach als PDF auf Cloud-Datenspeichern, sondern im Rahmen von Literaturverwaltungssoftware (Citavi, Endnote) mit Cloud-Schnittstelle für einen Mehrbenutzerbetrieb. Diese Software sollte daher ein ordentliches Kollisionsmanagement besitzen, damit die Datenbank nicht gecrasht wird, wenn gleichzeitig mehrere Personen daran arbeiten. Wir haben in dieser Disziplin viele, leidvolle Erfahrungen gesammelt und können die Wichtigkeit dieses Punktes daher nur umso mehr unterstreichen.

Bei der Arbeit zum östlichen Europa haben wir zudem schnell gemerkt, dass die Bibliotheken in Polen, Tschechien, der Slowakei und Ungarn sehr weit bei der Digitalisierung historischer Zeitschriften und Bücher vorangeschritten sind. Diese bestehenden Digitalisate können ebenfalls mit in die gemeinsame Datenbank integriert und annotiert werden. So besteht ein gesammelter, einheitlicher Literaturfundus, mit dem alle Beteiligten des Teams bei vorhandener Internetverbindung arbeiten können.

Je nach Projektdesign können mit der Erstellung von Forschungsdaten – etwa die Auswertung zentraler Quellenbestände in Form von Datensätzen für die eigene Analyse¹¹ – auch die Bereitstellung von Datenbanken für die weitere Forschung einhergehen. In unserem Dreiländereckprojekt entstand aus dieser Logik heraus die Idee für die Veröffentlichung unserer inhaltlichen Auswertung dutzender zeitgenössischer Zeitungen aus den Untersuchungsregionen. Da diese Idee jedoch erst im Laufe des Projekts entstand, mussten die bereits in einer Excel-Tabelle eingetragenen Daten so aufbereitet werden, dass auch Externe damit arbeiten können. Abgesehen davon, dass Excel als Datenbanksoftware nur bedingt geeignet ist, kam durch die Überarbeitung und Umstrukturierung unserer Datensätze ein erheblicher Mehraufwand für alle Projektbeteiligten hinzu. Daher möchten wir einerseits für die Erstellung und Bereitstellung solcher Datenbanken für die Forschung plädieren. Gleichzeitig müssen wir aber dazu anraten, sich über die technische Umsetzung frühzeitig Gedanken zu machen. Welche Art von Forschungsdaten werden generiert? Welches Zielpublikum soll damit adressiert werden und mit welcher Software lässt sich dies am besten umsetzen? Ist ein webbasierter Zugriff geplant, muss zudem über die Frage nachgedacht werden, durch wen dies technisch umgesetzt kann und wo die Datenbank und die Website gehostet werden soll. Des Weiteren wird oft unterschätzt, dass die Administration und nachhaltige Bereitstellung der Datenbank auch über das Ende des

11 Angelehnt an die Definition von DARIAH-DE, sh. Johanna PUHL et al., Diskussion und Definition eines Research Data LifeCycle für die digitalen Geisteswissenschaften, Göttingen 2015, In: DARIAH-DE Working Papers Nr. 11, S. 14, URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:7-dariah-2015-4-4> [11.04.2022].

Projektförderzeitraums hinweg gewährleistet werden muss, was personelle und technische Ressourcen erfordert.

Last but not least: Die gemeinsame Arbeit muss standortübergreifend koordiniert werden, womit wir zum Punkt Kommunikation kommen. E-Mails und Telefone reichen angesichts der geschilderten komplexen digitalen Tools nicht mehr aus. Die Verbreitung von Videokonferenztools durch die Covid19-Pandemie hilft hier weiter, wobei wir darauf hinweisen möchten, dass DSGVO-konform arbeitende Dienstleister mitunter Geld kosten und auch dies bei der Antragsplanung mit einkalkuliert werden sollte. In diesem Zuge können auch gemeinsame Team-Kalender und Aufgabentools mit eingeplant werden, zumal es hierfür ausreichend kostenlose Apps gibt. Darüber hinaus bietet sich die Arbeit mit webbasierten Online-Whiteboards wie Conceptboard an, mit denen teaminterne Absprachen oder die Skizzierung von Thesen ortunabhängig geleistet werden können. Eine in diesem Zusammenhang besonders komfortable Lösung stellen webbasierte oder proprietäre Instant-Messaging-Dienste (Slack, Microsoft Teams etc.) dar, die Einzel- oder Gruppenchats samt der Einbindung von Cloud-Speichern zum gemeinsamen Arbeiten ermöglichen. Videokonferenzen lassen sich hier ebenso einbinden wie gemeinsame Kalender, also all die Funktionen, die wir für ortsunabhängige Forschungsprojekte für wichtig erachten.

Fazit

Eine vergleichende Grenzgebietsforschung ist immer dann am innovativsten, wenn sie multiperspektivisch die Regionen in einen breiteren geografischen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Kontext stellt. Die sich daraus für Projektdesigns ergebene Komplexität lässt sich nach unseren Erfahrungen im Dreiländereckprojekt am besten stemmen, wenn ein Team aus Personen zusammengestellt wird, die die verschiedenen, dringend benötigten sprachlichen, aber auch thematischen Kompetenzen mitbringen. Diese lassen sich gewinnbringend bündeln, indem man auf die Expertinnen und Experten in den Regionen oder an den entsprechenden Forschungsstandorten zugeht und sie für ein gemeinsames Projekt gewinnt, ohne zwingend einen Standortwechsel einfordern zu müssen. Die sich dadurch ergebenden geografischen Distanzen lassen sich unserer Ansicht nach gut mit einem koordinierten und weitsichtigen Einsatz digitaler Mittel überbrücken. Diese sollten allerdings schon im Projektdesign mitgedacht und auch monetär beantragt werden, um kollaboratives Arbeiten standort- und sprachenübergreifend zu ermöglichen. Im Ergebnis können so neue Forschungsideen entwickelt und in spannenden Projekten umgesetzt werden, die mit der bislang erforderlichen Standortbezogenheit so nicht möglich wären.